# «Der Bauernhof: Das ist mein Ding»

*Stefan Brunner bei der Arbeit. Hier wird er demnächst Kulturen auf Wunsch von «Bionär»-Kunden anbauen.*

*Bauern haben es in der Schweiz nicht leicht – das beweisen jüngste Schlagzeilen über Bauernsuizide und Demonstrationen. Doch es gibt auch junge Berufsleute, die hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Einer davon ist Stefan Brunner.*

**von Lukas Tobler (Text und Bilder)**

Nähert man sich dem Eichhof im bernischen Aarberg, hat man das Gefühl, auf einen traditionellen Bilderbuch-Bauernhof zuzugehen: Kinder rennen durch den Garten, ein Hund bellt, ein Traktor fährt über die Felder und pflanzt Setzlinge. Nichts verrät, dass sich hier einer der innovativsten Landwirtschaftsbetriebe der Schweiz befindet. Seit sieben Jahren wird der Hof vom heute 31-jährigen Stefan Brunner und seiner Frau Lorena geführt. Die beiden werden von Stefans Eltern und seinem Grossvater unterstützt – und natürlich von den vier kleinen Kindern, die mithelfen, wo sie nur können.

## «Markt»-Forschung als Startschuss

Dass das junge Ehepaar den Hof schon so früh übernimmt, war nicht geplant. Nach der obligatorischen Schulzeit absolvierte Stefan Brunner das Bauernlehrjahr und seinen Militärdienst, dann entschied er sich für eine Lehre als Maurer. Irgendwann fiel ihm und seiner Frau auf, wie schwierig es ist, auf dem Markt gute Bio-Heidelbeeren zu kaufen. Das junge Paar witterte Potenzial: «Wir stellten fest, dass es eine riesige Nachfrage nach solchen Beeren gibt – aber kein Angebot.» Als sie Stefan Brunners Eltern anfragten, ob sie drei Hektaren ihres Landes pachten können, um darauf Heidelbeeren anzupflanzen, boten diese ihnen gleich den ganzen Hof an. Das Paar sagte zu – auch weil es schwierig geworden wäre, die Beeren nach Bio-Standards zu züchten, während der Rest des Hofs noch nicht biozertifiziert war. Damals war Stefan Brunner gerade einmal 23 Jahre alt.

## Neue Leitung, neue Ideen

Ein Vorteil war, dass auf dem Hof schon früher kein Vieh gehalten wurde. Dies vereinfachte die Umstellung auf den Biobetrieb. Und ohne die Viehhaltung konnte sich das Paar voll auf sein Kerngeschäft konzentrieren, den Beeren- und Gemüseanbau. Diesen hat es seit der Übernahme 2010 immer mehr auf die Marktnachfrage ausgerichtet. So pflanzt die Familie heute über 100 verschiedene Kulturen an, darunter so exotische Arten wie Quinoa, Chia und Yacón. Der Betrieb bedient eine Nische, in der die Schweizer Konkurrenz noch klein ist. «In der Spitzengastronomie gibt es einen starken Trend hin zu lokal produzierten Produkten», weiss Stefan Brunner, «und wenn die Qualität stimmt, sind unsere Abnehmer auch bereit, einen fairen Preis zu zahlen.» In anderen Bereichen seien die Preise massiv unter Druck. «Die Landwirtschaft wird immer stärker industrialisiert, und Lebensmittel werden immer weniger wertgeschätzt. Dabei ist doch nichts wichtiger als das Essen!» Doch auch wenn die Brunners mit ihren exotischen Kulturen einen Markt erschlossen haben, der stark wächst und vergleichsweise lukrativ ist, bleibt es fast unmöglich, nur von den Einnahmen aus dem Ackerbau zu leben. Auch die Direktzahlungen, die der Eichhof vom Bund erhält, ändern das nicht. «Vor 50 Jahren, als mein Grossvater das Land bewirtschaftete, war das noch anders», erzählt Stefan Brunner. «Man konnte ein paar Kühe halten, ein paar Felder bewirtschaften und wusste, dass man vom Verkaufserlös leben kann.»

## Verschiedene Standbeine nötig

Von der schwierigen Marktlage lässt sich Stefan Brunner aber nicht unterkriegen. Zum Glück sprudeln bei ihm die Ideen. «Manchmal muss ich mich selber zurückhalten und dazu zwingen, nicht immer wieder neue Grossprojekte anzupacken», sagt der Bauer. Da wäre zum Beispiel das Gefährt mit dem klin-

## Schweizer Bauern trotz Milliardenzahlungen unter Druck

Die Schweizer Landwirtschaftspolitik ist in der Verfassung verankert: Vor rund 20 Jahren stimmte die Bevölkerung dem Landwirtschaftsartikel zu. Der Bund ist demnach zur Förderung der Landwirtschaft verpflichtet. Im Gegenzug leistet diese ihren Beitrag zur sicheren Versorgung der Bevölkerung, zum Erhalt der Kulturlandschaft und zur dezentralen Besiedlung des Lands. Wie die Förderung ausgestaltet werden soll, ist umstritten.

Als anerkanntes Mittel dazu dienen die Direktzahlungen, die der Bund an landwirtschaftliche Betriebe übermittelt. Sie belaufen sich auf 2,8 Milliarden Franken – und beanspruchen damit 75 Prozent des Bundesbudgets für Landwirtschaft und Ernährung. Die übrigen 25 Prozent entfallen auf finanzielle Unterstützung von Infrastrukturprojekten, Subventionsbeiträge zur Förderung der Produktion und des Absatzes sowie soziale Begleitmassnahmen wie zum Beispiel zinsfreie Darlehen. Insgesamt blieben die Bundesausgaben für die Landwirtschaft in den letzten 20 Jahren in etwa stabil. 2015 machten sie 5,6 Prozent der Gesamtausgaben des Bunds aus.

Welcher Betrieb wie viel Direktzahlungen erhält, hängt vor allem davon ab, wie gross die Fläche des Landes ist, die er bewirtschaftet. Diese sogenannten «Versorgungssicherheitsbeiträge» machen etwa 40 Prozent aller Direktzahlungen aus. Ein weiteres wichtiges Kriterium für die Höhe des Beitrags ist die Lage des Betriebs. Bauernhöfe an schwieriger zu bewirtschaftenden Lagen, zum Beispiel in Bergregionen, werden zusätzlich finanziell unterstützt. Auch Leistungen zum Erhalt der Biodiversität, besonders umweltschonende Produktionsarten und Beiträge zur Vielfältigkeit der Kulturlandschaft werden honoriert. Nötig sind diese Unterstützungen aufgrund der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Die Preise für Nahrungsmittel geraten immer stärker unter Druck – auch wegen billiger Importe und des Einkaufstourismus. Als Folge davon stammt heute mehr als die Hälfte der Bruttoeinnahmen der Schweizer Bauern von staatlichen Unterstützungsleistungen. Dieser Wert ist gemäss einer OECD-Studie von 2015 nur mit Südkorea, Japan und Norwegen vergleichbar und etwa dreimal höher als der EU-Durchschnitt. Dennoch stehen viele Schweizer Betriebe mit dem Rücken zur Wand: In den letzten 20 Jahren wurden jährlich über 1300 Bauernhöfe aufgegeben. Das durchschnittliche Einkommen der Schweizer Bauern liegt mit 44 000 Franken deutlich unter dem Schweizer Durchschnitt – bei einem Arbeitsaufwand von fast 60 Stunden pro Woche bei selbstständig Erwerbstätigen.

genden Namen «Jät-Ferrari», welches das Entfernen von Unkraut vereinfacht. Brunner hat es aus Velorädern und einem Stahlgerüst selbst entworfen und zusammengebaut. Ursprünglich für den Eigengebrauch konzipiert, verkauft der Bauer immer mehr Exemplare davon an andere Betriebe. Eine weitere wichtige Einnahmequelle ist die «Lohnjäterei»: Im Sommer stellt der Eichhof bis zu 40 Mitarbeiter an, von denen die meisten auch auf dem Hof leben. Zum einen unterstützen sie die Familie Brunner im Alltag, zum anderen verrichten sie auf anderen Bauernhöfen kurzfristig anfallende Arbeiten. Denn für viele Betriebe lohnt es sich nicht, selber Personal anzustellen, weil die Arbeit sich auf wenige Tage verteilt. Stefan Brunner füllt diese Lücke. «Die Lohnjäterei war in diesem Ausmass eigentlich nicht geplant, aber sie hat einen Nerv getroffen. Die Nachfrage wächst von Jahr zu Jahr.»

### Grüner Daumen und soziale Ader

Ein weiteres Projekt, das im Moment viel Raum einnimmt, ist eine von Brunner konzipierte App. Sie heisst «Bionär» und soll jedem einen direkten Zugang zur Landwirtschaft ermöglichen. Man kann damit online Teile der Anbaufläche von verschiedenen Bauern «mieten», bestimmen, was darauf wachsen soll, den Fortschritt verfolgen und schliesslich die gesamte Ernte beziehen. Die App sei «eine Mischung aus Direktvermarktung, Erlebnis-Agronomie, Gamification und Newsfeed». Stefan Brunner erhofft sich kurz vor der Einführung viel davon; namentlich in der Spitzengastronomie sei das Interesse gross. Flankiert werden solche wirtschaftlichen Unter-

*Die Arbeit auf dem Eichhof wird mit dem Smartphone aufgezeichnet und anschliessend über Social Media geteilt.*

nehmen von sozialen Engagements: In verschiedenen Projekten setzen sich die Brunners für benachteiligte Menschen ein. Mit ihrem schönen Hof und ihrem herzlichen Familienleben bieten sie eine sinnstiftende Beschäftigung und ein intaktes soziales Umfeld, leben dabei ihre soziale Ader aus und erzielen erst noch einen Nebenverdienst.

Doch auch wenn die Wachstumskurve bei den meisten Geschäftszweigen nach oben zeigt, ist die Familie Brunner nicht sorgenlos und sicher versorgt. Die letzten zwei Jahre verliefen wegen des Wetters harzig, die Quinoa wächst noch nicht ganz so, wie sie sollte, und in die vielen Projekte muss auch viel investiert werden. Zehnstündige Arbeitstage stehen bei Brunners auf der Tagesordnung, und in die Sommerferien konnten die Eltern mit ihren Kindern schon lange nicht mehr fahren. «Würde ich als Maurer arbeiten, wäre mein Leben viel bequemer», ist der Bauer überzeugt. Doch mehr Bequemlichkeit will er gar nicht, denn er ist Bauer mit Leib und Seele: «Der Bauernhof: Das ist mein Ding. Einen Samen zu pflanzen und zu sehen, wie daraus ein Gemüse wächst, ist unvergleichbar.»

## Licht am Ende des Tunnels

Diesen Enthusiasmus haben viele andere junge Landwirte verloren. Die Meldungen über Bauern, die so tief in Problemen versanken, dass sie keinen anderen Ausweg mehr sahen als den Freitod, häufen sich. Nicht für alle Kantone liegen Zahlen vor, aber allein in der Waadt wurden 2016 acht Bauernsuizide registriert. Stefan Brunner: «Ich verstehe diese Schicksale, auch ich hatte viele schlaflose Nächte. Die Angst, mit seiner Familie nicht über die Runden zu kommen, kennt wahrscheinlich fast jeder Bauer.» Die wirtschaftlichen Probleme der Landwirte seien meist nicht nur selbstverschuldet und könnten jeden treffen. Wichtig sei dann vor allem, dass man darüber rede, glaubt Stefan Brunner. «Ich habe das Glück, Teil einer aufgeschlossenen Familie zu sein. Ich musste meine Sorgen nie allein tragen.» Halt gibt Stefan Brunner auch sein Glaube. «Dank ihm habe ich immer ein Licht am Ende des Tunnels gesehen, egal, wie schwierig es manchmal war.» Inzwischen ist Stefan Brunner kurz davor, alle Krisen überwunden zu haben. Dank seiner unkonventionellen Kulturen, des sozialen Engagements und der innovativen Projekte sieht er sich auf gutem Weg: «Läuft alles so weiter, können wir vielleicht schon in zwei, drei Jahren einmal in die Ferien fahren.» ■